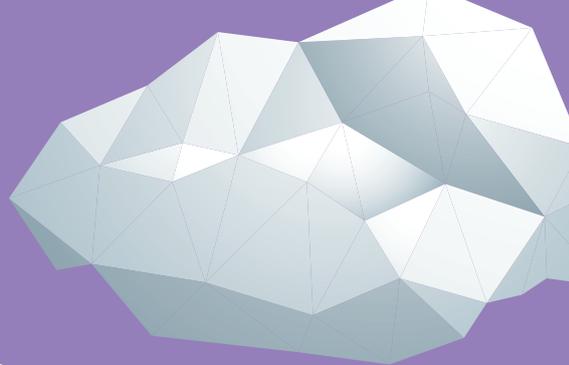
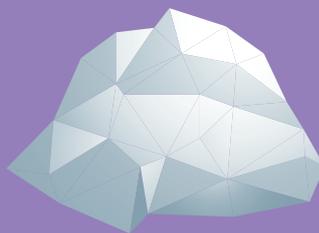
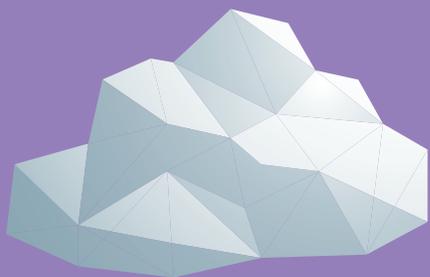
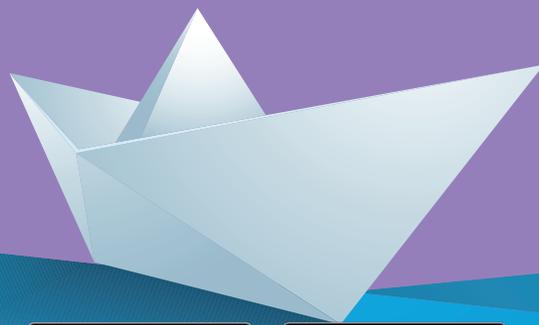


AUS DER CLOUD AUFS HANDY



Leon Engler

In Kooperation
mit dem



PINGEB.ORG | PROJEKT
INGEBORG

Laden im
 App Store

JETZT BEI
 Google Play

Liste der Dinge, die nicht so sind, wie sie sein sollten

Ich sitze im ICE von Frankfurt nach Karlsruhe und schaue aus dem Fenster und denke Westdeutschland und fühle nichts. Weil offenbar niemand sonst nach Karlsruhe muss an einem Mittwochabend, sitze ich allein im Wagen, jedenfalls sehe ich niemanden in meiner Nähe und fühle mich unbeobachtet und betrachte die Spiegelung meines Gesichts im Zugfenster und spiele mit meiner Mimik, probiere verschiedene Gesichter aus, das könnte alles ich sein, denke ich und ich suche das richtige Lachen, das fällt mir immer noch schwer. Schon an der Schauspielschule hat Hendrik, mein Schauspieldozent, immer gesagt: „Dein Lachen ist nicht echt, du lachst wie eine Möwe, lach doch mal wie ein Mensch, wie ein richtiger Mensch!“ Dabei lachen Möwen eigentlich gar nicht, das habe ich sofort gegoogelt, für den Fall, dass Hendrik mir das nochmal vorwerfen würde, dann hätte ich nämlich gekontert: Hendrik, das, was du für ein Lachen hältst, ist eigentlich ein Warnruf – also ein Warnruf der Möwe –, aber das wäre auch nur wieder eine Steilvorlage gewesen und wahrscheinlich ging es Hendrik nie darum, dass die Fakten stimmen.

Ich scrolle so ein bisschen durch die Fotos und Videos anderer Schauspieler, die gerade auf Filmfestivals sind in Bozen oder auf Kuba drehen, während ich an Darmstadt vorbeifahre und mir denke: Es tut wirklich weh, wenn man nicht bekommt, wovon man glaubt, dass man es verdient. Was Hendrik wohl gerade macht? Irgendwer erzählte, er hätte sich die Schulter beim Skifahren gebrochen, und jetzt, wo ich so darüber nachdenke, muss ich ein bisschen lachen. Na, wie klingt das, Hendrik? Ich will eigentlich kein schadenfroher Mensch sein, aber Hendrik hört mich sowieso nicht, niemand hört mich hier und was ist eigentlich ein Schauspieler ohne Publikum?

Ach, das führt ja zu nichts, sich selbst so runterzuziehen mit alten Geschichten, mit den alten Hendrik-Geschichten. Hendrik macht sich eine gute Zeit, geht Skifahren im April, denn das Leben ist kurz und süß, und ich frage mich fünf Jahre später noch, was ich tun würde, wenn er plötzlich vor mir stünde, ob ich über den Heilungsverlauf von Schulterfrakturen oder das Kommunikationsverhalten von Möwen reden würde, I don't know. Und die Möwe ist offensichtlich auch eher ein Symbol, aber Entschuldigung, ich verstehe es nicht...

Die S-Bahn, in die ich am Karlsruher Hauptbahnhof umsteige, ist eigentlich gar keine richtige S-Bahn, sondern eher eine Trambahn, aber Karlsruhe ist auch keine richtige Stadt, habe ich mal jemanden sagen hören, der aus Karlsruhe kam, also passt das irgendwie zusammen. Wenn ich ehrlich bin, ist das morgen auch kein richtiger Schauspieljob, und für diesen Nennen-wir-es-mal-Schauspieljob fahre ich eine Stunde mit der Nennen-wir-sie-mal-S-Bahn durch Nennen-wir-es-mal-Karlsruhe – nein, Karlsruhe ist Karlsruhe ist Karlsruhe, aber eben

keine Stadt, sondern ein Dorf, oder ein Industriestandort, oder ein Schicksal. Alles ist nicht wirklich so, wie es sein sollte, und Hendrik, der überzeugt war, dass er genau so ist, wie er sein sollte, hat immer gesagt – nein, eigentlich hat er es geschrien, weil er war schon mehr ein Choleriker: „Werde, der du bist!“ Ja, alles klar, habe ich mir gedacht, aber eigentlich habe ich nie genau verstanden, was Hendrik damit gemeint hat, weil ich ja nicht ohne Grund Schauspieler geworden bin. Und wieso er immer so extravagante Kleidung trug, der Hendrik, wenn er solche Dinge geschrien hat wie „Werde, der du bist!“, weiß ich auch nicht, weite Stoffhosen, Lederschuhe und Sonnenbrillen mit grün getönten Gläsern, auch wenn es regnete, auch in Innenräumen, auch abends.

Vielleicht sollte ich etwas ändern, meinen Kleidungsstil oder einfach alles und öfter solche Sätze sagen, die gewaltig und undurchdringbar klingen und die Menschen anziehen, weil sie alles, was sie nicht verstehen, für erhaben halten. Fünf Jahre später denken sie noch an deine Worte und grün getönten Sonnenbrillen.

Kinski hat auch immer solche Sätze gesagt, so als hätte er gerade zehn Jahre alleine in den Bergen verbracht und wäre dann zu den Menschen herabgestiegen, um ihnen die Wahrheit zu verkünden mit seinem enormen Gebiss. Vielleicht sollte ich mehr so sein wie Kinski, immerhin hat der es bis nach Kalifornien gebracht und ist das nicht das Beste, was einem Deutschen passieren kann – Deutschland hinter sich lassen? Wenn ich Hendrik eines Tages wiedersehen würde, könnte ich sagen: Ich wohne jetzt in L.A., und du, Hendrik, ich habe gehört, du hast dir die Schulter gebrochen? Das tut mir leid, das wäre dir in L.A. nie passiert, weil da fährt man nicht Ski, nein, da surft man und das Wasser ist weich in Kalifornien, Hendrik, das ganze Leben dort ist fucking soft. So stelle ich es mir jedenfalls vor, ich war leider noch nie dort.

Als ich endlich in dem Hotel in Eggenstein ankomme, das mir meine Agentur gebucht hat, denke ich nur: Nicht mal das Hotel ist ein richtiges Hotel, sondern eine Pizzeria mit ein paar Zimmern im ersten Stock. An der Rezeption des Sagen-wir-mal-Hotels begrüßt mich lächelnd eine Frau und ihre Zähne sind so weiß wie frischgeöffnete Wandfarbe. Sie gibt mir den Schlüssel zu Zimmer 3 und dann ist sie auch schon verschwunden mit ihrem Alpina-Lächeln und ich stehe alleine in der verdunkelten Hotelpizzeria.

Zimmer 3 ist klein und stickig, also öffne ich das Fenster und denke: Das ist also Eggenstein, eine Mischung aus Industrieviertel und Musterhauspark. Ich verstehe Eggenstein nicht, ich verstehe das alles nicht mehr so richtig, aber das sind nur wieder diese Anflüge von Melancholie und erlernter Hilflosigkeit, die ich mir nicht mehr erlaube, weil ich mir bessere Denk- und Verhaltensweisen erarbeitet habe.

Ich gehe vor die Tür, weil ich glaube, dass der Mensch, der ich gerne wäre, in diesem Moment vor die Tür gehen würde. Die Straßen von Eggenstein sind leer und gerade, die

Stimmung ist aufgeräumt und sehr deutsch, aber vielleicht sieht es in den Vororten von Nizza oder Malmö genauso aus, vielleicht denken auch dort Menschen: sehr schwedisch hier, sehr französisch. Ich blicke in ein paar Häuser, betrachte das flache, standardisierte Leben, der Wind geht, ich lausche dem Rascheln der Bäume, das klingt wie ein leiser Applaus.

Ich setze mich in die erstbeste Kneipe, eindeutig ein Landgasthof, mehr will er nicht sein, Wölkchen heißt er, und weil es mir gelungen ist, dysfunktionale Gedanken durch funktionale Gedanken zu ersetzen, belohne ich mich mit einem großen Bier, aber ich esse nichts, weil ein Bier ist rein von den Kalorien her schon eine Mahlzeit. Hierher kommen die Leute also, um zu leben. Die Menschen am Nebentisch sind beunruhigend gut drauf und haben Gesichter wie Flammkuchen, mit einem Teint wie Crème fraîche und Nasen wie rote Zwiebeln. Und der Wirt, mit Händen so groß wie Backbleche, gestikuliert wild und redet mit der Bedienung über den Weltuntergang und ob ein roter Vorhang nicht doch besser wäre vor der Toilette. Und vielleicht hat Hendrik das gemeint: Dass ich so eindeutig sein soll wie der Landgasthof und nicht so mehrdeutig wie die Hotelpizzeria. Ich gehe aufs Klo und feile an meinem unverfälschten Lachen. Ich war gerade noch beim Friseur, der seine Arbeit ganz gut gemacht hat, finde ich, und plötzlich kommt einer der fröhlichen Menschen vom Nebentisch herein, aber er beachtet mich nicht weiter, so ist das leider mit der Menschheit und dann holt er eine unsichtbare Zahnsperre aus einer Plastikbox, die er unter fließendem Wasser reinigt. Ich betrachte die Plastikschiene, die aussieht wie eine gehäutete Raupe und dann nicke ich dem Mann locker zu, weil ich finde, dass wir Menschen uns das schuldig sind, nicht so zu tun, als würde der andere nicht existieren. Dann frage ich mich, ob dieses Zunicken nicht doch zu viel war, zu gewollt, zu mehrdeutig. Bin ich wirklich der Mensch, der anderen Menschen auf Herrentoiletten zunickt? Auf dem Rückweg in die Hotelpizzeria konzentriere ich mich auf meine Atmung und sage mir: Das sind alles nur Gedanken, die durch deinen Kopf ziehen wie Wolken. Diese Technik kenne ich noch von meiner Sprecherzieherin Benigna.

Zurück in meinem Nennen-wir-es-netterweise-mal-Hotelzimmer mache ich noch Liegestütze, aber mir fehlt heute die Kraft, meine Arme knicken ein, ich bleibe auf dem Teppichboden liegen und nehme meine falschen Glaubenssätze mit dem Handy auf. Ich sage: „Du bist ein Versager“, warte fünf Sekunden, dann sage ich: „Du lachst wie eine Möwe.“ Ich spiele die Aufnahme ab und entgegne mir selbst, dass bestimmt alle Menschen Phasen kennen, in denen es mal nicht so gut läuft, und dass ich wirklich daran arbeite, menschlich zu lachen.

Die äußeren Umstände sind Konsequenzen unserer inneren Umstände, hat Benigna zwar gesagt, aber inzwischen glaube ich, dass das Gegenteil wahr sein könnte, inzwischen glaube ich, dass meistens ebenso gut das Gegenteil wahr sein könnte von dem, was die Menschen so behaupten und das macht die Dinge etwas kompliziert. Benigna hat auch behauptet, dass wir alle durch eine Brille in die Welt schauen, so wie Hendrik mit seiner grün getönten Sonnenbrille, nur dass wir nicht wissen, dass wir die Dinge nicht wahrnehmen, wie sie sind,

sondern durch unser In-die-Welt-Schauen erst erschaffen, ja, dass wir quasi statt Augen grüne Gläser haben.

Ich kann nicht einschlafen, zu viele Gedanken, auch wenn ich mir einrede, die Gedanken seien Wolken oder Wölkchen, hilft das nicht, und auch das Escitalopram wirkt nicht, der Mix mit Hypnorex wirkt nicht, und ich würde mir ja einen runterholen, weil das könnte eventuell wirken, aber auch das geht nicht, weil in dieser Hinsicht wirken das Escitalopram und das Hypnorex sehr gut. Dann erinnere ich mich an eine andere Benigna-Methode und sage mir: Du darfst jetzt auf keinen Fall einschlafen – und schlafe ein.

Am nächsten Morgen nehme ich kein Taxi, weil ich nicht weiß, ob meine Agentur das zahlt, sondern laufe übermüdet durch Eggenstein, wieder sind keine Menschen auf der Straße, aber sehr viele Menschen sitzen in ihren stehenden Autos, meistens Kastenwägen wie der Renault Cango, weil sie wohl öfter etwas transportieren müssen, die Menschen dieser Gegend. Außer meinem Rollkoffer muss ich eigentlich nie etwas transportieren, denke ich. Und als ich auf dem Asphalt eine einzelne künstliche Wimper liegen sehe, bleibe ich stehen und betrachte sie eine Weile. Für einen Moment meine ich die ganze Welt in dieser Wimper zu erkennen, muss man vielleicht dabei gewesen sein, um das zu verstehen. Und dann lache ich ein sehr gelungenes Lachen und das macht mir Mut, aber der Alltag ist leider meistens nicht wie diese Wimpern-Situation.

Die Location ist echt nice, sage ich, als ich ankomme, und nehme mir vor, nie wieder das Wort nice zu benutzen, sondern lieber Wörter wie fantastisch oder atemberaubend, die Location ist also fantastisch, eine atemberaubende, alte Fabrikhalle und es läuft unanstößiger House und überall stehen Kühlschränke, gefüllt mit Obst und Schokoriegeln und Säften und Cola und so weiter. Der Fotograf und die Agenturchefin stellen sich vor und auch deren sieben Assistentinnen und Assistenten sagen mir ihre Namen, die ich leider sofort wieder vergesse, und es ist auf Anhieb eine sehr vertraute, obwohl namenlose Stimmung. „Probieren wir mal ein paar verschiedene Styles aus“, sagt der Stylist und schießt Fotos von mir in einem überdurchschnittlich durchschnittlichen Outfit, die er nach Dubai schickt, weil dort der Kunde sitzt, und schon ein paar Sekunden später ist der Look von Dubai abgesegnet. Auf dem Weg zum Set fängt mich die Agenturchefin ab und fragt: „Warum sind eigentlich deine Haare so kurz? Die sahen auf der Sedcard ganz anders aus.“

„Hast du meine aktuellen Polas nicht gesehen?“, frage ich.

„Ne, wir dachten eigentlich, du hast lange Haare, darum haben wir dich ja gebucht!“

Ich frage mich, was der Mensch, der ich gerne wäre, in dieser Situation tun würde, fürchte aber, dass der Mensch, der ich gerne wäre, überhaupt nicht in Situationen wie diese kommen würde – und dann ist die Agenturchefin auch schon weg.

Das Set sieht aus wie jeder zweite Coffee Shop in jeder dritten Stadt: eine Glasvitrine mit Croissants und Bananenkuchen und Fruchttörtchen und überall stehen Möbel, die nach harter Fabrikarbeit aussehen sollen. Jemand erzählt mir, dass das alles gestern aufgebaut wurde und morgen wieder eingestampft wird und das erinnert mich an diese tibetischen Sandbilder, die die Vergänglichkeit des Lebens symbolisieren und ich versuche, schnell an etwas anderes zu denken, damit dieser Memento-Mori-Moment meine Stimmung nicht ruiniert. In der Mitte des Sets steht diese Kaffeemaschine aus Dubai, ein Vollautomat, der anscheinend auf der ganzen Welt genutzt wird.

Jemand bindet mir eine Schürze um, weil ich einen Barista spielen soll, und das ist zwar nicht gerade Hamlet, aber ich denke mir trotzdem eine Biografie für meine Figur aus: Ich bin ein Barista, der nur nebenbei in diesem Café jobbt und hauptberuflich Schauspieler ist. Und mit dieser Backstory im Hinterkopf fühle ich mich bereit.

„Mach dich mal locker!“, ruft der Fotograf, ein Glatzkopf, der aussieht wie ein mannshoher Penis. Ich lache, aber er brüllt: „Mach den Mund auf!“ Aber meine Zähne sind leider nicht so weiß wie frischgeöffnete Wandfarbe und nicht so gerade wie die Straßen Eggensteins, sondern eher klein und gelblich. Und es heißt zwar, dass Kaffee schlecht für die Zähne sei, aber ich glaube, hier geht es niemandem um Realismus, weil ein Vollautomat macht mich beziehungsweise den Barista eigentlich überflüssig. „Smile, komm schon, smile!“, schreit der Penis. Und ich smile und smile, aber halte meinen Mund dabei geschlossen. Und dann sagt der Fotograf so völlig aus dem Nichts: „Okay, Mittagspause!“ Und ich denke: Habe ich was falsch gemacht? Wenn ich was falsch gemacht habe, hat Hendrik immer gesagt, dass ich ein Rohdiamant bin, aber ein Rohdiamant, der noch sehr tief in der Erde steckt, ein Rohdiamant, der wahrscheinlich nie geborgen werden wird.

Einer der Assistenten drückt mir eine Speisekarte in die Hand, ich entscheide mich für den buddhistischen Fastenteller und als der Fastenteller vor mir steht, denke ich: Nicht mal der sogenannte Fastenteller hält, was er verspricht, denn das sind locker 800 Kalorien. Während des Essens kommt ab und zu eine Frage wie: Wie war nochmal dein Name? Oder: Bist du hauptberuflich Model? Und dann erkläre ich, dass ich eigentlich Schauspieler sei, aber freiberuflich, weil ich mich nicht an ein Theater binden wolle, aber das ist natürlich auch nur die halbe Wahrheit. Und dann fragen sie, ob man mich kennt. Wenn man mich kennen würde, müssten ihr nicht fragen, ob man mich kennt, antworte ich fast, aber stattdessen erzähle ich von einem Polizeiruf, in dem ich einen Dealer gespielt habe und einem Usedom-Krimi, in dem ich die Leiche war mit relativ viel Screen Time, aber ohne Text. Um abzulenken, erzähle ich von meiner Theorie, dass alles nur fast so ist, wie es sein sollte: Karlsruhe, die S-Bahn, Eggenstein, das Hotel, der Fastenteller, und dann hänge ich noch ein paar gewaltige und undurchdringbare Hendrik-Kinski-Dinge hinten dran. Und als ich fertig bin mit der Liste von Dingen, die nicht so sind, wie sein sollten, sagt die Agenturchefin: „Dich hast du vergessen.“ Und ich lache, weil ich

glaube, dass die Person, die ich gerne wäre, in diesem Moment auch lachen würde und überlege, ob ich mal für eine längere Zeit in ein Schweigekloster gehen sollte, dort macht nämlich keiner den Mund auf. Ich flüchte erstmal aufs Klo, klappe den Klodeckel runter und beginne zu meditieren, versuche der Welt und der Agenturcheffin bedingungsloses Wohlwollen entgegenzubringen. Und als das nicht klappt, checke ich die Nachrichten auf meinem Handy, einen Live-Ticker zu einer aktuellen Katastrophe und merke, auch nicht ideal, dass ich gar nicht mehr aufnahmefähig bin für aktuelle Katastrophen, die nicht in meinem eigenen Leben stattfinden und recherchiere stattdessen die Preise von unsichtbaren Zahnsparren. Dann frage ich mich, woran man eigentlich den Unterschied zwischen einer Panikattacke und ganz normaler Zukunftsangst erkennt und google die Symptome einer Panikattacke und bin beruhigt, weil ich im Moment nur drei von 13 Symptomen habe und für die Diagnose einer Panikattacke braucht es vier von 13 Symptomen.

„Los, lach endlich mal richtig“, so geht es weiter und mittlerweile halte ich ein Zitronentörtchen in die Kamera, der überglückliche Barista vor der vollautomatischen Maschine, und schaue in all diese Gesichter, die mich so skeptisch anstarren wie alte Katzen. Es blitzt im Sekundentakt, ein Gewitter zieht herauf, die Gedankenwolken kehren zurück und ich denke an Benigna und ihre Methoden, aber es hilft nichts, ich bleibe innerlich bewölkt, mein Kiefer verkrampft, meine Augen beginnen zu tränen und mein Kopf steht so unter Druck, dass daraus jeden Moment ein Rohdiamant werden könnte.

Jemand ruft, ich solle noch einen Kaffee zubereiten, also drücke ich auf den Touch-Screen, die Maschine erledigt den Rest und da sehe ich: diese Maschine heißt MOWE. Und ich lache, lache wie eine Möwe, aber vielleicht ist das der Plan und plötzlich klart das ganze Studio auf, wie wenn man mit dem Flugzeug die Wolkendecke durchdrungen hat und sich immer weiter von den Zumutungen der Erde entfernt und alles ist hell und weich und sonnig und der Fotograf ruft: „Na endlich! That’s the spirit.“

Am Ende des Tages sagt die Agenturcheffin, dass das doch gar nicht so schlecht gelaufen sei, aber – gutgemeinter Rat für die Zukunft – etwas mehr Selbstbewusstsein und eine positivere Attitude würden mir nicht schaden. Ach, und die Haare solle ich mir wieder wachsen lassen, das mache mich zu einem interessanteren Typ. Ich laufe ein letztes Mal durch das rechtwinklige Eggenstein und fahre zum Karlsruher Hauptbahnhof.

In Frankfurt steige ich um und weil ich Lust auf ein Bier habe und zielloses Aus-dem-Fenster-Starren, das soll ja auch meditativ wirken, suche ich mir einen Platz im Speisewagen. Ich erkenne ihn natürlich sofort, schon an seiner grün getönten Sonnenbrille habe ich ihn erkannt, ja, er trägt sie auch in Zügen und ja, er trägt sie noch immer: Hendrik, gut dich zu sehen, immer noch in Deutschland? Hätte ich fast gesagt, aber dann gehe ich doch einfach unauffällig an ihm vorbei und kratze ich mich so an der Stirn, dass Hendrik mein Gesicht nicht

sehen kann, damit er mich nicht wiederkennt, aber vor allem, damit er mich nicht nicht wiederkennt, weil er mich eigentlich längst vergessen hat.

Ich setze mich ans andere Ende des Speisewagens, sehe nur noch Hendriks Hinterkopf, aber allein sein Hinterkopf ist charismatischer als anderer Menschen Gesichter, selbst das Muttermal in seinem Nacken hat noch ein gewisses Sendungsbewusstsein. Auf einer Serviette notiere ich Fakten über Los Angeles: 284 Sonnentage im Jahr, 81 Stunden im Stau stehen pro Jahr, hohe Benzinpreise, hohe Mietpreise, hohe Arbeitslosigkeit – und je mehr ich über L.A. lerne, umso weniger will ich dort leben, aber das muss Hendrik ja nie erfahren. Dann suche ich noch ein paar Details heraus, die ein im Speisewagen erdachtes Leben erst glaubwürdig machen, zum Beispiel, dass ich in Silver Lake wohne und eine Bordeauxdogge namens Kinski habe. Dann überfliege ich noch Klaus Kinskis Biografie, immerhin habe ich meinen Hund nach ihm benannt, und auch dieser Mensch war nicht der, für den ich ihn gehalten habe, weil seine Rädigkeit war echt.

Die Mitarbeiterin des Bordbistros hat Augen wie Palastfenster, doch Hendrik schaut sie nicht an, als er seine Bestellung aufgibt, ihm entgeht das Majestätische und er behandelt die Kaiserin des Bordbistros wie eine Bäuerin, nichts gegen Bäuerinnen. Ich bestelle ein kaltes Bier vom Fass, die Kaiserin hat aber nur warmes Bier in Flaschen, trotzdem bin ich übermäßig freundlich, um die Dinge wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

Ich lerne mein neues Leben auswendig und nach zehn Minuten Autosuggestion und positiver Affirmation trete ich an Hendriks Tisch und bevor er mich vergessen haben könnte, habe ich ihn schon an alles erinnert, an die Schauspielschule, an die Sache mit der Möwe und rede einfach weiter: „Wie lang ist das her? Drei, vier, fünf Jahre? Und? Noch in Deutschland? Ich? Ich bin nur hier für einen Job, ich halte Deutschland ja nur noch maximal zwei Wochen aus. Alles so unsinnlich, unglücklich und ständig bewölkt. Ich wohne mittlerweile in L.A., 284 Sonnentage im Jahr, aber der viele Verkehr, der macht meine Bordeauxdogge Kinski manchmal ganz melancholisch.“

Kalifornien beeindruckt sogar Hendrik, was sich bei ihm in 30 Prozent Missgunst und 70 Prozent Angriffslust äußert. Er gibt eine Runde Bier aus, das Duell beginnt und Hendrik versucht sofort, mich mit Anekdoten zu erschlagen. Seine Schulter ist schon wieder verheilt, jedenfalls trägt er keine Armbinde. Er erzählt sehr laut von seiner neuen Wohnung in Palermo, von exzessiven Premierenfeiern, von beruflichen Reisen nach Südafrika und Brasilien und erwähnt häufig Namen sehr berühmter Menschen, wobei er erst nur den Vornamen sagt und den Nachnamen später nachliefert: Ach, und letzten Winter bin ich mit Klaus – also Klaus Kinski – den Mekong entlang gerudert, so in etwa. Ich kontere mit ausgedachten Geschichten und es kostet mich unermesslich viel Kraft, Blickkontakt zu halten. Der Speisewagen wird zur Gladiatorenarena, die wohl nur einer lebend verlassen kann, darum gehe ich zum Angriff über,

ordere eine Flasche Champagner, doch die Kaiserin hat nur Rotkäppchen-Sekt, also bleiben wir bei Bier, aber um Hendrik zu überbieten, bestelle ich eine Selektion der teuersten Snacks auf der Karte.

Als uns kurz vor Braunschweig die Gesprächsthemen und Rosmarin-Chips ausgehen und wir beide immer noch leben, sagt die Kaiserin, dass sie jetzt das Bordbistro schließt. Ich nutze die Gunst der Sperrstunde und behaupte, dass ich noch ein bisschen Text lernen sollte und Hendrik wirkt frustriert, wahrscheinlich, weil man ihm gerade die Möglichkeit genommen hat, einen Menschen aus Langeweile zu vernichten. Ich glaube, dass Hendrik alles verachtet, was schwach ist oder schwach scheint, am allermeisten wohl sich selbst, vielleicht aber auch nicht. Dann verabschieden wir uns mit einer unglücklichen Mischung aus Handschlag und Umarmung und ich gehe zurück an meinen Tisch und der Schauspieler in mir ist zufrieden, aber der Mensch in mir ist es nicht.

Irgendwo hinter Braunschweig bleibt der Zug plötzlich stehen. Ich versuche die Landschaft zu entziffern und die Stimmung ist sehr eggensteinig. Hendrik ist inzwischen eingeschlafen, die Palastfenster sind geschlossen, sonst ist niemand im Speisewagen. Ich schleiche mich an Hendrik heran und nehme ihm vorsichtig seine Brille ab. Durch Hendriks Brille betrachtet, verliert die Welt ihr Grau, die Gläser haben nicht diesen nuklearen Grünton, sondern mehr die Farbe von Urwaldvegetation, alles hat auf einmal eine gewisse Garten-Eden-Optik. Ich laufe los und die Menschen blicken mich gleich ganz anders an, ich glaube, ich wirke wie eine Person mit feiner Aura, nicht steckengeblieben in Deutschland wie dieser Zug, sondern ein heimgekehrter Irrfahrer, der in L.A. war und sogar über L.A. hinausgewachsen ist, weil er den fabrizierten Träumen abgeschworen hat und weiß, dass Begehren nur Leid produziert. Auch das hat Benigna immer gesagt und klingt das nicht bestechend wahr, klingt das nicht einfach nach Endphase der Selbstentwicklung?

Ich laufe weiter, laufe über die Bühne und lächele den Menschen zu, glaubhaft und menschlich, und die Menschen lächeln zurück, glaubhaft und menschlich, werdet, wer ihr seid, denke ich so laut ich kann, aber ich sage es nicht, weil, ganz ehrlich, meistens ist das, was Menschen zu sagen haben, eine Enttäuschung, siehe Hendrik. Meistens reicht schon ein Blick, ein einziger verstehender Blick, mir zumindest. Und für einen Moment glaube ich, ich wäre der bessere Hendrik, aber warum immer diese Vergleiche? Ich fühle mich seltsam verbunden mit allen Menschen im ICE 274, wittere ihre Angst vor der Einsamkeit, vor der Freiheit, vor der Bedeutungslosigkeit, vor dem Nichts. Und ich erinnere mich: Darum bin ich Schauspieler geworden, nicht um Kaffeeautomaten zu verkaufen, sondern um die menschliche Komödie zu spielen, ich will es euch zeigen, denn ich bin niemand, bin wie ihr, ihr sitzt hier nicht alleine fest zwischen Braunschweig und Wolfsburg, zwischen Leben und Tod, ihr seid nicht verloren, sondern von Grund auf unverloren, und obwohl das eigentlich ein echt banaler Moment an einem ganz normalen Donnerstagabend ist und obwohl wir etliche Kilometer von der Küste

entfernt sind, habe ich das Gefühl, das man hat, wenn man nach einer halben Ewigkeit das Meer wieder sieht, so ein ozeanisches Gefühl, ich kann das leider nicht besser beschreiben und dann setzt sich der Zug wieder in Bewegung und ich schaue aus dem Fenster und ich denke Norddeutschland und ich fühle etwas.